

Wenn der Anker fällt

Über eine Stille, die nichts verspricht – und genau darin wirkt

Ein Essay

Dieser Text ist unterwegs entstanden.
Er erzählt von einer Stille, die man nicht suchen
kann –
aber manchmal findet.

Wenn der Anker fällt

Nach einer langen Fahrt, wenn der Wind aufhört
und die Bucht leer ist, entsteht ein Raum, der
selten geworden ist.

Es ist kein besonderer Moment.
Kein Höhepunkt.
Kein Ziel, das erreicht wurde.

Und doch verändert er etwas.

Wenn der Anker fällt.
Und hält.

Wenn keine Wellen mehr gegen den Rumpf
schlagen, keine Stimmen vom Ufer herübertragen.
Wenn der Wind einfach aufhört, als hätte jemand
beschlossen, dass es für heute genug ist.

Man setzt sich mit einer Tasse Tee nach vorne auf
das Trampolinnetz.
Der Körper ist müde. Die Muskeln noch
angespannt von Stunden der Aufmerksamkeit.

Und dann ist da ... nichts.

Nur das leise Platschen des Wassers.
Ein paar Vögel irgendwo über den Felsen.

Diese Ruhe, die nicht eingeladen wurde und trotzdem bleibt.

Der Blick wird weicher.

Der Körper lässt los.

Muskeln, die den ganzen Tag gespannt waren, geben langsam nach.

Und plötzlich ist man ganz nah bei sich.

Wenn nichts mehr ablenkt

Man spürt den eigenen Atem.
Wie er kommt.
Wie er geht.

Gedanken werden langsamer – und zugleich tiefer.
Nicht laut.
Eher wie Strömungen unter der Oberfläche.

Und nicht immer fühlt sich dieser Zustand
angenehm an.

Manchmal ist er sogar unbequem.

Weil nichts mehr ablenkt.
Weil die Stille nichts übertönt.
Weil sie Fragen zulässt, die wir im Alltag oft
verdrängen.

Nicht, weil wir sie nicht beantworten wollen.
Sondern weil wir gelernt haben, weiter zu
funktionieren.

Immer höher.
Immer schneller.
Immer perfekter.
Immer optimierter.

Unbewusst entsteht dabei ein innerer Druck, der lange keinen Namen hat.

Ein Stress, den wir nicht sofort bemerken – weil er sich normal anfühlt.

Erst wenn der Körper beginnt, dagegenzuhalten, wenn er müde wird, schmerzt oder still protestiert, beginnen wir zu suchen.

Nach Ursachen.

Nach Lösungen.

Oft an der falschen Stelle.

In der falschen Richtung.

Die Stille auf dem Wasser

Die Stille auf dem Wasser ist anders.

Man kann ihr nicht einfach entkommen.

Kein Schritt zur Seite.

Kein Geräusch, das sie übertönt.

Sie umhüllt einen.

Nicht dramatisch.

Nicht bedrohlich.

Eher ehrlich.

Sie lässt Einsamkeit spürbar werden – nicht als Mangel, sondern als Zustand.

Manchmal fühlt sich das eng an.

Manchmal leer.

Doch genau hier beginnt etwas, das wir erst lernen mussten:

Diese Stille will nichts von uns.

Aber sie fordert Geduld.

Geduld mit dem Moment.

Mit sich selbst.

Mit allem, was auftaucht, wenn nichts mehr überdeckt wird.

Wo uns die Stille bewusst wurde

Bewusst wurde uns diese Stille an Ankerplätzen,
die menschenleer waren.

Wo das Meer so glatt war wie ein Spiegel.

Wo der Sonnenuntergang eine Intensität hatte, die
man nicht festhalten kann.

Dort, wo nichts ablenkte, nichts drängte.

Wo der Tag nicht weiterging, sondern ausklang.

Erst dort begannen wir zu verstehen,
dass diese Stille nicht nur ein Zustand ist –
sondern eine Erfahrung.

Später lernten wir, sie auch während der Fahrt
wahrzunehmen.

An ruhigen Tagen, wenn nur der Wind zu hören ist.

Das leichte Flattern der Segel.

Das sanfte Plätschern der Wellen am Bug.

Kein Ziel, das schneller erreicht werden müsste.

Kein Abkürzen.

Nur dieses langsame Vorankommen.

Die Geduld des Unterwegsseins

Diese Langsamkeit fordert etwas, das wir kaum noch üben:
geduldig zu sein.

Nicht im Sinne von Warten auf etwas Besseres.
Sondern im Aushalten dessen, was gerade ist.

Auf See lässt sich das nicht beschleunigen.
Man kommt an, wenn man ankommt.

Und genau darin liegt etwas Lehrreiches.

Denn in diesem Zusammenspiel aus Ruhe, Stille,
Geduld und einfachem Warten entsteht ein Raum,
der tiefer wirkt als jeder schnelle Ortswechsel.

Ein Raum, in dem nichts entschieden werden
muss.
In dem man nicht wissen muss, wie es weitergeht.

Aber um dort anzukommen, mussten wir lernen,
diesen Zustand zuzulassen.
Nicht auszuweichen.
Nicht zu füllen.

Sondern zu bleiben.

Wenn man zurückkehrt

Und manchmal bleibt man genau dort.

Nicht im Tun.

Nicht im Weiter.

Sondern in diesem Zwischenraum.

Wo nichts entschieden werden muss.

Wo man nicht funktionieren muss.

Die Stille drängt nicht.

Sie wartet.

Und irgendwann nimmt man sie mit.

Leise.

Unauffällig.

Ohne zu merken, dass sie bleibt.

Erst viel später, als wir wieder festen Boden unter
den Füßen hatten, merkten wir, was sich verändert
hatte.

Wie schnell es wieder wurde.

Wie laut.

Wie hektisch.

Nicht das Meer hatte sich verändert.
Sondern unser innerer Takt.

Und wie stark das Bedürfnis war, zurückzukehren.
Zurück zur Stille.
Zurück dorthin, wo nichts von uns verlangt wurde
– außer da zu sein.

Was bleibt

Vielleicht ist das die größte Veränderung, die uns
das Wasser schenkt.

Nicht, dass alles klar wird.
Sondern dass es still genug wird, um sich selbst
wieder zu hören.

Ohne Antwort.
Ohne Richtung.

Und mit dem Gefühl,
dass genau hier –
in dieser Ruhe,
in diesem Nicht-Müssen –
etwas in uns seinen Platz gefunden hat.

Entstanden unterwegs, zwischen Ankommen und Weiterfahren.

Wenn der Anker fällt

Essay

Edition I

symaido